

# Goethe in Rom – Goethe im Glück

Harald Weinrich

Es war ein glücklicher Umstand, dass gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar auf den guten Gedanken kam, seinem Berater und Freund Johann Wolfgang Goethe ein reichlich bemessenes Reisestipendium zu gewähren, damit dieser in Italien seine klassische Bildung zur Vollkommenheit bringen konnte. Von diesem «Goethe-Preis» kann mit aller Sicherheit gesagt werden, daß er sich für die Allgemeinheit höchst segensreich ausgewirkt hat, denn ohne Goethes *Italienische Reise* hätte sich die klassische deutsche Literatur nicht so glänzend entwickeln können, wie es tatsächlich, zu unser aller Glück, in der Weimarer Klassik geschehen ist.

Zu unser aller Glück, gewiß – wohl aber auch zu seinem eigenen Glück? Das ist eine Frage, der ich gerne mit einigen Betrachtungen zu Goethes *Italienischer Reise* nachgehen möchte. Denn die Frage nach dem Glück, privat oder öffentlich, ist zur Lebenszeit Goethes in ganz Europa und nicht minder in Amerika mit Leidenschaft diskutiert und durchexperimentiert worden. So beispielsweise von Immanuel Kant, der geschrieben hat: «Glücklich zu sein, ist notwendig das Verlangen jedes vernünftigen, aber endlichen Wesens». So vor allem jenseits des Atlantiks von Thomas Jefferson, der das Recht der Menschen, nach Glück zu streben (*the pursuit of happiness*), im Jahre 1776 sogar in die amerikanische Unabhängigkeitserklärung hineingeschrieben und ihm damit Verfassungsrang verschafft hat. So finden wir es schließlich auch bei Goethe, dessen Leben ebenso wie seine Werke als Bruchstücke eines großen Glücksexperiments angesehen werden können. Sesenheimer Freuden («Und doch, welch Glück, geliebt zu werden! Und lieben, Götter, welch ein Glück!») und Wetzlarer Leiden («Manchmal sag' ich mir: Dein Schicksal ist einzig; [...] – so ist noch keiner gequält worden»), sodann das maßvoll genossene Glück von Weimar («Höchstes Glück der Menschenkinder sei nur die Persönlichkeit»), aber auch das maßlos-unersättliche und daher, wenigstens im Diesseits, zum



Scheitern verurteilte Glücksstreben des Doktor Faust («Ihn sättigt keine Lust, ihm genügt kein Glück»): das sind einige markante Stationen Goetheschen Glücks und Glückswechsels. Dazu gehört nun auch vorrangig die *Italienische Reise*, die unter den großen Glücksexperimenten des 18. Jahrhunderts insofern einen besonderen Rang einnimmt, als sie eine sehr Goethesche Antwort auf die Frage erteilt, wie es in der Welt möglich sein kann, dem Glück Dauer zu verleihen. Blättern wir also unter diesem Gesichtspunkt in Goethes Briefen und Aufzeichnungen aus den Jahren 1786-1788.

Karlsbad, 3. September 1786. Abreise, heimlich, um drei Uhr morgens. Nun, ob diese frühe Reisezeit schon zu Goethes erfolgreichsten Glücksstrategien zu zählen ist, will ich nach meinen eigenen Lebenserfahrungen etwas bezweifeln. Aber daß die frühen Morgenstunden dem Glück günstig sind, ist auch auf anderen Seiten seiner Aufzeichnungen angedeutet. Zum Beispiel Rom, 5. Juli 1787: «Die Hitze ist gewaltig. Morgens mit Sonnenaufgang steh' ich schon auf und gehe nach der *Aqua acetosa*, einem Sauerbrunnen, ohngefähr eine halbe Stunde von dem Tor, an dem ich wohne, trinke das Wasser...». Ob wir Heutigen, die das *San Pellegrino* wesentlich bequemer aus dem Kühlschranks ziehen können, dem Glück damit näher gekommen sind? Wie dem auch sei, das Schreiben gelingt dem Weimarer Italienreisenden gerade zur Morgenzeit. Castel Gandolfo, 8. Oktober 1787: «*Erwin und Elmire* ist so gut als fertig; es kommt auf ein paar schreibselige Morgen an; gedacht ist alles». Zwischen den beiden letzterwähnten Daten liegt nun die Eintragung Rom, 6. September 1787, die als eine Art umfassende Glücksbilanz der *Italienischen Reise* gelesen werden kann und in der Brieffassung wie folgt lautet: «Freut euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja ich kann wohl sagen, ich war es nie in dem Maße: mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborne Leidenschaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen sich versprechen zu dürfen, ist wohl nichts Geringes. Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mitteilen». Nicht nur das «anhaltende» Vergnügen und den «dauernden» Nutzen will ich in dieser Glücksausübung hervorheben, sondern vor allem das Bedürfnis, das Glück mit anderen zu teilen, wenigstens in der Form der Mitteilung.

Ist nun alles an der Reise mit Glück und Glanz verlaufen? Kehren wir noch einmal zum Anfang zurück. Zunächst ist Goethe noch ein Lehrling des Glücks, bei dem auch das Wetter mitspielen muß, wenn das Glück beständig sein soll. Lange genug hat er ja unter dem «bösen Himmel» nördlicher Landstriche gelitten. Verständlich ist also wohl, daß er in seinen ersten Briefen nach Hause so oft vom Wetter spricht, bis er merkt, daß die Freunde zu Hause darüber lächeln. Ein kleines Lehrstück ist für ihn in diesem Zusammenhang das «artige Abenteuer» mit dem Hafner



und seiner elfjährigen Tochter, die wir als Mignon kennen. Sie benutzen die Harfe als Barometer, denn wenn sich der Diskant hinaufstimmt, kommt gutes Wetter, und eben das ist jetzt endlich der Fall. Goethe kann seinen Mantel in den Koffer packen. Im übrigen ist die wochenlange Reise mit der Postkutsche ziemlich beschwerlich, gleichwohl bedauert Goethe am 11. September 1786 in Trient, daß er diese herrlichen Gegenden «mit der entsetzlichsten Schnelle» durchheilen muß.

Immerhin erreicht Goethe mit dieser atemberaubenden Postkutschengeschwindigkeit am gleichen Tage noch bei Rovereto italienisches Sprachgebiet. Wieder eine neue Glückserfahrung, manchem Sprachschüler zu wünschen: Fremdsprachenglück. «Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird». Der eigentliche Übertritt nach Italien kommt jedoch, im wahrsten Sinne des Wortes, erst ein paar Tage später, am 17. September 1786, in Verona zustande. Da bemerkt er bei den Leuten, die in diesem Land auf alles Fremde ein scharfes Auge haben, einen kritisch musternden Blick, der immer auf seine deutschen Stiefel fällt, mit denen er sich für seine lange Reise gerüstet hatte. Nicht einmal im Winter trägt man in Italien solche Stiefel. So tauscht Goethe sie nun in italienische Schuhe um, die man sich wohl als gut sitzend vorstellen muß, da Goethe später in einem Brief aus Rom, datiert auf den Weihnachtstag 1787, mit Befriedigung von der Gesundheit seiner Natur spricht und hinzusetzt: «meine Füße werden nur krank in engen Schuhen». Damit hat Goethe eine sehr wichtige Glückstrategie entdeckt, die später von Bertolt Brecht in seinem Gedicht *Vergnügungen* bestätigt wird. Im Glückskatalog dieses Gedichtes nehmen die bequemen Schuhe einen wichtigen Platz ein.

Rom, für Goethe die «Hauptstadt der Welt», wird rechtzeitig zum 1. November 1786 erreicht. Goethe nimmt ohne Aufschub an den Feierlichkeiten des Allerheiligentages im Petersdom teil, weil es sich der Protestant aus dem Norden als Kontrasterfahrung gleich für den Beginn seines römischen Aufenthalts gewünscht hat. Aber die gelungene Zeitplanung gelingt ihm nicht auch als Glücksplanung. Goethe schreibt: «Einer der Hauptbeweggründe, die ich mir vorspiegelte, um nach Rom zu eilen, war das Fest Allerheiligen, der erste November: denn ich dachte, geschieht dem einzelnen Heiligen so viel Ehre, was wird es erst mit allen werden. Allein wie sehr betrog ich mich». Der liturgische Prunk läßt ihn kalt. Auch der Papst selber, vor seinen Augen zwar «die schönste würdigste Männergestalt», enttäuscht ihn beim Allerseelengottesdienst, da er sich nur «wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd» am Altar bewegt. Mit dem Kalender in der Hand läßt sich das Glück offenbar nicht herbeizwingen.

Ungeplant kommt das Glück jedoch am 22. November dem Romreisenden entgegen. Es ist der Festtag der hl. Cäcilie, Patronin der musika-



lischen Kunst. An diesem Tage erhält das Glück in Rom einen Namen, der für das ganze Leben und Werk Goethes charakteristisch bleiben wird: Heiterkeit. Ich lasse Goethe selber diesen glücklich-heiteren Tag beschreiben:

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und, was ich genossen, wenigstens historisch mitteilen. Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir erst auf und abgehend und, wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische Kapelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohlbeleuchtet fanden. Das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke, von Michelangelo, teilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder gesehen, verließen wir dieses Heiligtum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Teilen hell und klar erschien. Wir ergötzten uns als genießende Menschen an der Größe und Pracht, ohne durch allzu eklen und zu verständigen Geschmack uns diesmal irremachen zu lassen, und unterdrückten jedes schärfere Urteil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im kleinen findet. [...] Wir bestiegen die Kuppel und besahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkanischen Hügel, Frascati, Castel Gandolfo und die Plaine und weiter das Meer. [...] Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen, ging der Papst unten in der Tiefe vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns also nichts zur Peterskirche. Wir stiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gasthofe ein fröhliches, frugales Mahl, und setzten unseren Weg nach der Cäcilienkirche fort.

Glück als Heiterkeit, Heiterkeit als überwältige Helligkeit und Klarheit, diese dem Cäcilientag des Jahres 1786 urbildlich zu verdankende Erfahrung wird Goethe mit nach Weimar zurückbringen und sie der deutschen Literatur als seine besondere Optik und Belichtung einschreiben, mit der langhaltenden Folge, daß die klassische Literatur unseres Landes als eine poetische Licht- und Farbenlehre aufgefaßt werden kann, als deren dunkle Grundierung allerdings auch bei Goethe die Werthersche Melancholie nicht fehlt.

Goethe hat Italien nicht nur genossen, er hat dort auch mit Beständigkeit gearbeitet: am *Tasso* und *Egmont*, an der *Iphigenie*, am *Faust*, und es sind dort die herrlichen *Römischen Elegien* entstanden, in denen das Faustina-Glück Poesie geworden ist. Die Liebe hat nun für Goethe



leibliche Gestalt angenommen, und das wird auch in Weimar so bleiben. Des weiteren hat Goethe in Rom seine naturwissenschaftlichen Studien fortgeführt und mit neuen Sammlungen bereichert. Und er hat vor allen Dingen ständig gezeichnet, was auch seinen Dichtungen zugute gekommen ist. Am 21. Dezember 1787 schreibt er nämlich in Rom: «Daß ich zeichne und die Kunst studiere, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel». Es bildete sich bei dieser Tätigkeit Goethes feste Überzeugung heraus, daß Hand und Augen zugleich geübt werden müssen, wenn die ästhetische Erfahrung Bestand haben soll. Das ist gleichzeitig eine auf Dauer gestellte Glückstechnik. So notierte er beispielsweise am 28. September 1787 in Frascati: «Ich bin hier sehr glücklich, es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben». Diese Schaffensfreude spiegelt sich auch im *Wilhelm Meister* wider, der in dieser Zeit glücklich fortschreitet und die in Rom am 5. Juni 1787 von Goethe notierte Maxime bestätigt: «Es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs Machen an».

Goethe arbeitet also in Italien, und er arbeitet an sich. Zwei «Kapitalfehler», die er seit langem an sich beobachtet haben will, beunruhigen ihn nämlich. In einer Notiz vom 20. Juli 1787 aus Rom beschreibt er sie wie folgt: «Einer ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte. [...] Der andere, nah verwandte Fehler ist, daß ich nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft wenden mochte, als dazu erfordert wird». Das ist eine eigenartige Selbstkritik aus dem Munde Goethes, da wir doch, wenn wir sein Lebenswerk betrachten, gerade das Gegenteil dieser angeblichen Schwächen als seine Stärken zu preisen geneigt sind. Aber vielleicht hat Goethe gerade in Rom aus jenen Schwächen seine Stärken gemacht, so wie es eine Briefstelle vom 16. Juni 1787 aus Rom nahelegt: «Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus». Mit dieser Bilanz, die gleichzeitig eine Glücksbilanz ist, kann Goethe dann auch zufrieden von Rom Abschied nehmen und am 22. März 1788 noch von Rom aus schreiben:

Soviel kann ich sagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tag mein Vergnügen wächst; und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente, zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich so lang habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen.

Mit diesen Goethischen Glückspunkt will ich ähnlich seinen Lesern meine besten Wünsche auf den Weg geben nach Italien und nach Deutschland hin.

